

EINÜBUNG UND WEISUNG

Jesus wahrnehmen

Der Gang über das Wasser*

Gleich darauf forderte er die Jünger auf, ins Boot zu steigen und an das andere Ufer vorauszufahren. Inzwischen wollte er die Leute nach Hause schicken. Nachdem er sie weggeschickt hatte, stieg er auf einen Berg, um in der Einsamkeit zu beten. Spät am Abend war er immer noch allein auf dem Berg. Das Boot aber war schon viele Stadien vom Land entfernt und wurde von den Wellen hin und her geworfen; denn sie hatten Gegenwind. In der vierten Nachtwache kam Jesus zu ihnen; er ging auf dem See. Als ihn die Jünger über den See kommen sahen, erschrakten sie, weil sie meinten, es sei ein Gespenst, und sie schrien vor Angst. Doch Jesus begann mit ihnen zu reden und sagte: „Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht!“ Darauf erwiderte ihm Petrus: „Herr, wenn du es bist, so befehl, daß ich auf dem Wasser zu dir komme.“ Jesus sagte: „Komm!“ Da stieg Petrus aus dem Boot und ging über das Wasser auf Jesus zu. Als er aber sah, wie heftig der Wind war, bekam er Angst und begann unterzugehen. Er schrie: „Herr, rette mich!“ Jesus streckte sofort die Hand aus, ergriff ihn und sagte zu ihm: „Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“ Und als sie ins Boot gestiegen waren, legte sich der Wind. Die Jünger im Boot aber fielen vor Jesus nieder und sagten: „Wahrhaftig, du bist Gottes Sohn.“ (Mt 14, 22–33)

Wahrnehmung des Ortes

Stimmen wir uns zunächst ein auf den Schauplatz des Ereignisses. Mit unserer Vorstellungskraft betrachten wir den Ort – Israelkennern wird dies besonders leichtfallen –: Vor uns kräuseln sich im Zwielficht der Nacht die Wellen des Sees Genesareth; er ist ein Wasser der Wandlungen: Morgens ruht er sanft wie ein Spiegel; nachmittags, wenn der kühlende Wind ihn streift, wirft er Wellen – dann wird ein Sturm auf diesen Wassern vorstellbar.

Jetzt trägt er uns von allen Seiten Lichter und Laute zu. Uns gegenüber befindet sich Tiberias, die Römerstadt. Auf der Anhöhe lag damals die Residenz des Landesfürsten von Galiläa, Schauplatz kurzweiliger Vergnügungen und machtpolitischen Kalküls. Am gegenüberliegenden Ufer erhebt sich düster Heiden-

* Diese Meditation wurde im Sommer 1985 in Tabgha, am Nordufer des Sees Genesareth, gehalten. Tabgha liegt etwas südlich von Kapharnaum und wird in der Tradition als ein Ort der Brotvermehrung (vgl. Mt 14, 13–21) angesehen. Mit einer Karte Galiläas, die in fast jeder Bibelausgabe zu finden ist, kann sich der Leser leicht in die Geographie der Gegend einfühlen.

land. Zur Südspitze des Sees hin erahnen wir die einstige Dekapolis, ein Zentrum griechischer Kultur, wo der spöttelnde Intellektuellenwitz und Geistesblitze ohne Ernst zu Hause waren.

Wahrnehmung des Wortes

Im Evangelium gibt es Passagen, die sofort und mit froher Zustimmung bei uns Wohnstatt finden. Andere Erzählungen hingegen – und diese Geschichte des Matthäusevangeliums gehört zu ihnen – bleiben sperrige Widersacher, die sich einem raschen Vertrautwerden entziehen. Sie verlangen nicht, alle seltsamen Assoziationen und ein verstörtes „Na – sowas“ zu verdrängen; sie mahnen aber, das momentane Nicht-begreifen-Können nicht als letztgültiges Urteil festzuhalten.

Vermögen sie es aus eigener Kraft, sich uns aufzuschließen? Gelehrte Artikel und wissensvolle Kommentare können manches Hindernis hinwegräumen¹. Doch möchte ich, von ihnen wohl belehrt, einen eigenen Weg wagen. Gerade das Unverständnis soll uns in das Gehörte hineinbegleiten; ja, es soll darauf hinweisen, genauer zu vernehmen, uns selbst darin zu vernehmen, uns in diese Erzählung hineinnehmen zu lassen.

Die nächtliche Situation auf dem See erweist sich als Schlüssel, um der Botschaft auf die Spur zu kommen, die sich in diesen Versen zeigen will. Die Jünger scheinen allein zu sein. Jesus ist weit weg; auf einem hohen Berg – in die Nähe Gottes hinein weggeborgen. Dort ist er weit über den unruhigen Wellen, die die Jünger zwingen, Nachtwachen aufzustellen. Nach der überraschenden Erfahrung der Brotvermehrung war es ihnen nicht gestattet, sich genußvoll auszuruhen. Sogleich drängte Jesus sie, ihm ans andere Ufer vorauszufahren – weg vom vertrauten Umgang mit ihm. Vielleicht – Matthäus nennt kein Ziel – hinüber ins Heidenland, zu den Ungläubigen, wo die Menschen Schweine züchten, um sich mit ihnen zu „mästen“. Zu allem Übel brach noch die Dunkelheit herein. Im Gegenwind bedrängten die Wellen das Boot, das die letzte Sicherheit auf dem Wasser bot. Dies ist unsere Lage. Matthäus schildert exemplarisch die Situation der Gemeinde, die ohne den unmittelbar gegenwärtigen Jesus ihren Weg durch die Zeit geht: allein im Boot – der Herr weg, irgendwo auf dem Berg, jenseits der Nacht. Es herrscht Gegenwind, kein Vorwärtskommen, die selbstgebauten Sicherheiten schaukeln und flößen Unsicherheit ein.

Da sehen die Jünger plötzlich eine Gestalt – Ihn. Sie schreien auf vor Angst. Jesus, irgendwo weit weg vermutet, kommt ihnen wider alle Erwartung aus der Nacht entgegen. Keine Erleichterung, kein Aufatmen – ihr eigenes Entsetzen formt sich in die Gestalt Jesu hinein und verunstaltet sie zum Gespenst.

Er selber muß die erstarrten Jünger ansprechen: „Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht!“ Mit dem österlichen Ruf (vgl. Mt 28, 10) löst er den Schrecken der Erstarrten. Er beschwichtigt oder beruhigt die äußere Lage jedoch nicht.

¹ Mit Dank nenne ich die exegetische Untersuchung, die mich die Besonderheit des Matthäusevangeliums neu verstehen lehrte: G. Barth, *Glaube und Zweifel in den synoptischen Evangelien*, in: *ZThK* 72 (1975) 269–292.

Noch bleibt die See unruhig. Er sagt nicht, alles sei halb so wild. Er spricht nur: „Ich bin es“; und meint damit: „Ich bin bei euch“ (Mt 28,20). Dies genügt. Er ist da, auch wenn ich ihn nicht vermute, inmitten meiner Nacht – oft gespenstisch.

Neuer Mut erwacht als erstes in Petrus, von dem bislang keine Rede war. Er bittet Jesus, zu ihm kommen zu dürfen, und in seinen Worten schwingt immer noch ein Vorbehalt mit. Doch als Jesus ihn auffordert, wagt er sich hinaus aufs Wasser. Auf den Wahnwitz seines Wagnisses achtet er nicht. Er hängt ganz an Jesus. Erst als er draußen auf dem unruhigen Wasser geht, erst als er die letzte selbstgebaute Sicherheit hinter sich gelassen hat, erkennt er seine Verrücktheit. Angst befällt ihn und drückt ihn in die Flut. Wie bekannt ist uns diese Lage, wenn uns das Wasser bis zum Halse steht und wir uns ärgern, uns auf solchen Irrsinn eingelassen zu haben. Der „Fels“ schreit: „Herr, rette mich!“ Das letzte Wort, auf das es in einem Menschenleben ankommt: Herr, rette mich! Der Erste unter den Zwölfen (vgl. Mt 10,2) pocht nicht auf seine Stellung, er weist nicht auf seine Bedeutung hin. Er ruft nicht: Ich bin doch der Fels, auf dem einmal die Kirche errichtet werden soll; ich bin doch – wenn unhistorisch überzeichnet werden darf – der Papst... Nichts dergleichen, nur: „Herr, rette mich!“²

Es wären auch andere Verhaltensweisen denkbar. Eine ähnliche Geschichte ist uns in der buddhistischen Tradition überliefert:

Als ... dieser gläubige, bekehrte edle schüler eines tages nach dem Jetavana ging, kam er am abend an das ufer der Aciravati. Der fährmann aber hatte sein schiff an das ufer gezogen und war weggegangen, um die predigt zu hören. Als nun jener an der furt kein schiff sah, trat er, von freudigen gedanken an Buddha getrieben, auf den fluß. Seine füsse sanken im wasser nicht ein, er ging wie auf festem boden. Als er aber in die mitte gelangt war, sah er die wellen. Da wurden seine freudigen gedanken an Buddha schwächer und seine füsse begannen einzusinken. Doch er erweckte wieder stärkere freudige gedanken an Buddha und ging weiter auf der oberfläche des wassers.³

Der Jünger weckt selber in sich die Kraft, die ihn aus der Flut zieht. Suggestion läßt ihn die Situation meistern. Petrus hingegen richtet seine Hoffnung auf die Person Jesu. Sie allein vermag ihn zu retten.

In der Antwort Jesu – „Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“ – erweist sich dieses Sondergut des Matthäusevangeliums als eine erzählte Typologie des Glaubens. Jede Handlung in dieser Perikope läßt sich auf ein Wort Jesu zurückführen. Auf sein Wort hin haben sich die Jünger auf den See gewagt. Seine Selbstoffenbarung löst ihren Schrecken. Mit seiner Zustimmung begibt sich Petrus auf das Wasser: einzige Gewißheit seine Zusage – einziger Halt Jesus

² Gerade so wird er zum Felsen (vgl. Mt 16, 18), Grundpfeiler und zur exemplarischen Gestalt derer, die an Jesus glauben. Er ist fest, weil er ganz im Innersten, wo jeder unvertretbar sich anheimgibt, verankert wurde in der Hoffnung auf den Herrn.

³ J. Aufhauser, *Buddha und Jesus*, Bonn 1926, 12; zit. nach: G. Barth, aaO. (Anm. 1), 289 Anm. 70.

selbst. Erst auf den bewegten Wassern, erst als er die eigene Bootssicherheit verlassen hat, erfährt er das Wagnis der Nachfolge: die Angst zu ertrinken, die Haltlosigkeit, die Anfechtung, den Zweifel und den Kleinglauben. Das Wort Jesu und das Vertrauen auf die rettende Tat Gottes geraten ins Zwielflicht. Zweifel entsteht, wenn die Verheißung des Evangeliums und die erlebte existentielle Situation im unversöhnten Widerspruch auseinanderbrechen. Das Kontrasterlebnis der wider alle Verheißung ablaufenden Wirklichkeit verdunkelt die zugesagte Hoffnung. Auf den Wassern der Nachfolge erlebt der Glaube die Untiefen des Wagnisses.

Wahrnehmung in der Gegenwart

Diese erfahrene Glaubenshoffnung erzählt sich die Schar derer, die dem Wort Jesu trauen, durch die Generationen fort. Gerade in der Anfechtung, gerade wenn einem das Wasser bis zum Halse steht, ist die Hand, die hält, erfahrbar. So gestalten Glaube und Zweifel die Erfahrung dessen, der sich auf die Verheißung einläßt. Im Boot schreien wir ob der gespenstischen Gestalt, im Schlag der Wellen rufen wir nach der rettenden Hand. Das bewegte Wasser bleibt unser Ort, bis Christus selbst ins Boot steigt, bis wir wie Petrus ganz angekommen sind bei Ihm.

Im Gegenwind unserer Zeit wird uns der Auftrag zugemutet, diese Erfahrung, die Matthäus ins Glaubensstambuch jeder christlichen Gemeinde geschrieben hat, in Wort und Tat weiterzutragen. Die Gemeinde selbst wird so Hand, die rettet, wenn sie vom Herrn gehalten bleibt. Seine Hand wird handgreiflich in jedem, der Hand ist für einen Ertrinkenden. Der Glaube, so sagt mir die Geschichte, übt sich nicht nur in meditativer Betrachtung. Er verlangt auch keinen Selbstbetrug durch christliche Scheinsouveränität. Er kennt schließlich auch keinen geheimen Balken im Wasser des Lebens. Er bekennt jedoch, daß immer noch einer retten kann, wenn alle selbsterrichteten Halteseile sich auflösen.

Wer nachfolgt, hat sich festgemacht in der Zusage Jesu. Er glaubt, indem er sich läßt im Hoffnungsschrei: „Herr, rette mich!“ Dieses Wort wird zur letzten geschenkten Tat des Glaubens. Der Glaubende ruft aus, hin zum oft gespenstisch anmutenden Herrn: „Laß uns immer wieder auf unserer Fahrt hin zu Dir in der besorgten Nacht Dein erlösendes Wort vernehmen: ‚Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht!‘ Komme doch bald auch in meine kleingläubige Verzagtheit und befreie mich aus Angst und Bedrängnis. Daß auch ich in meiner Wellennot Dich anrufe als den Herrn über die Stürme meines Lebens.“

Roman Siebenrock, Innsbruck